

## Wissenschaften in Zeiten der Pandemie

### Eine Interviewserie des Leopoldina-Zentrums für Wissenschaftsforschung

Dr. Jan-Martin Wiarda im Gespräch mit Prof. Dr. Helmuth Trischler, am 30. Oktober 2020

*Es gilt das gesprochene Wort, vgl.*

[https://www.youtube.com/watch?v=Z5lwKIsQGuY&list=PLaCuDJ8AkAoMZM1nO\\_WPLE7n8oxlsx8yL&index=3](https://www.youtube.com/watch?v=Z5lwKIsQGuY&list=PLaCuDJ8AkAoMZM1nO_WPLE7n8oxlsx8yL&index=3)

Herzlich willkommen zum dritten Interview der Reihe „Wissenschaften in Zeiten der Pandemie“. Medizinische und lebenswissenschaftliche Disziplinen stehen seit Beginn der Corona-Virus-Pandemie im Zentrum öffentlichen Interesses. Doch welche Folgen hat Corona für die Wissenschaften generell? Wie verändert sich deren Wahrnehmung? Welche Konsequenzen hat dies für die Darstellung von wissenschaftlicher Evidenz in der Öffentlichkeit? Diese und ähnliche Fragen thematisiert die Reihe „Wissenschaften in Zeiten der Pandemie“, welche vom Leopoldina-Zentrum für Wissenschaftsforschung ausgerichtet wird. Jan-Martin Wiarda spricht heute mit Helmuth Trischler, Professor für moderne Geschichte und Technikgeschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München und Leiter des Rachel-Carson-Center for Environment and Society am Deutschen Museum.

WIARDA: Herr Trischler, seit Jahren reden wir über Partizipation in der Wissenschaft, über Citizen Science, über neue Formen, Bürgerinnen und Bürger mitzunehmen beim wissenschaftlichen Erkenntnisprozess. Und dann kommt eine Pandemie wie Corona und plötzlich kommt es auf Expertise an, es kommt auf das absolute Spezialwissen an, was Virologen, Epidemiologen haben. Da fragt man sich natürlich, was macht das, was macht die Corona-Pandemie mit diesem Anspruch, die Öffentlichkeit mitzunehmen und partizipieren zu lassen am wissenschaftlichen Diskurs?

TRISCHLER: Ja, ich glaube, ein bisschen befördert die den eher. Wir sehen in der Tat aktuell in der Hitze des politischen Geschehens, dass die Öffentlichkeit nicht nur als Adressat, sondern auch als Co-Konstrukteur, wie wir es in den sozialen Wissenschaften formulieren, von Wissenschaft eher ausgeblendet ist. Aber sie ist sozusagen immer präsent, sie ist im Raum und sie ist angesprochen. Und um sie zu mobilisieren und *in* das Geschehen auch hinein zu bringen, glaube ich, brauchen wir weitere Formen, neue Formen der Bürgerbeteiligung, über die, die Sie schon angesprochen haben, hinaus. Wir reden ja schon seit vielen,

vielen Jahren nicht nur von Interdisziplinarität, sondern auch von Transdisziplinarität. Transdisziplinarität eben verstanden als Einbindung der Öffentlichkeit auch in den Prozess wissenschaftlicher Wissensbildung und prozesswissenschaftlich, der Genese wissenschaftlichen Wissens. Also diese Form der Partizipation, die in dem Begriff der Transdisziplinarität inkludiert ist, die brauchen wir. Und ich würde mich selbst verleugnen, wenn ich das nicht noch mal betonen würde, wie wichtig das ist. Wie gesagt, seit der Jahrtausendwende reden wir davon, schon bei den Lissabon-Verträgen der Europäischen Union war das im Grunde eingeschrieben in das Zukunftsprogramm der Europäischen Union, dass wir zu dieser wahren europäischen Wissensgesellschaft werden unter Einbindung der Öffentlichkeit. Sehr viel weiter sind wir noch nicht gekommen und doch sind wir, glaube ich, in der Sensibilität dafür, dass wir auf dem Weg uns zu einer solchen inter- und transdisziplinären Wissenschaft weiter voran bewegen müssen, ein Stück weitergekommen. Und ich wage da schon die Prognose, dass uns auch die Debatte um Corona noch mal weiterbringen wird und die Notwendigkeit unterstreicht, inter- und transdisziplinärer zu werden.

WIARDA: Können Sie ein paar Beispiele nennen an der gegenwärtigen Debatte, was Sie da optimistisch macht? Elemente des Diskurses, die dafürsprechen, dass wir da vorankommen?

TRISCHLER: Ja, ich sage jetzt mal, einen Treiber, den sehe ich auf Seiten der Wissenschaft selbst. Es gibt die einen, die sagen, es hat sich nicht sehr viel verändert, aber die anderen, die schon auch sehen, dass sich unser Wissenschaftssystem beginnt zu verändern unter der Wucht dessen, was wir im Corona-Geschehen erleben. Wir reden seit einigen Jahren von einem neuen Forschungsfeld, das da heißt Planetary Health, also sozusagen die planetare Gesundheit. Das ist im Grunde eine Verflechtung von Umweltwissenschaften und Gesundheitswissenschaften. Und wir sehen jetzt in der Pandemie, wie stark diese beiden Felder, Wissensfelder und Öffentlichkeitsfelder, aber insbesondere Politikfelder aufeinander bezogen sind, dass das eine ohne das andere nicht mehr denkbar ist: Öffentliche Gesundheit ohne planetare Gesundheit. Und diese Herausbildung jetzt auch in neuen Wissensfeldern an den Grenzen, an den Schnittlinien der Disziplinen, die werden befördert, grade die Debatte um Planetary Health. Und hier sehen wir, wie die Dynamik des Wissenschaftssystems, die schon da war, aber sozusagen beschleunigt wird und von daher Corona so ein bisschen als Katalysator für Veränderungen, für Dynamisierung im Wissenschaftssystem sorgt. Wir werden sicherlich auch noch mal drauf zu sprechen kommen, wie das von Seiten der Öffentlichkeit her zu denken ist und welche Formate wir hier entwickeln können. Aber bleiben wir zunächst mal bei dieser innerwissenschaftlichen Dynamik, die wir, glaube ich, schon auch erkennen können.

WIARDA: Aber diese Verbindung in die Öffentlichkeit hinein interessiert mich natürlich sehr. Wir erleben ja auch zwei ganz interessante Effekte. Auf der einen Seite erleben wir Effekte der Verabsolutierung, wenn man so möchte, von Wissenschaftlerpersönlichkeiten, deren Aussagen als *die* richtigen dargestellt werden. Was ja eigentlich in der Wissenschaft erkenntnistheoretisch immer problematisch ist. Auf der anderen Seite erleben wir irgendwie Tausende oder Millionen Hobbyvirologen, Epidemiologen, die mit Begriffen um sich werfen, die sie vor ein paar Monaten noch nicht kannten. Also man muss nur mal irgendwelchen Diskussionen in sozialen Medien folgen, da hat man das Gefühl, die sind plötzlich alle Virologen geworden. Also wir erleben im Grunde *beide* Effekte. Und ist das gut, wenn plötzlich Laien anfangen, sich wie Epidemiologen zu unterhalten oder führt das eigentlich in was Irres rein, weil es im Grunde oberflächlich bleibt?

TRISCHLER: Nein, es führt in das hinein, was wir, glaube ich, erreichen wollen: in eine reifere Wissensgesellschaft, die die Öffentlichkeit einbindet und nicht nur als Adressat von Wissen, sondern als *die* Kraft, die auch Wissenschaft positiv verändern kann, indem wir Apriori mitdenken, was denn der Öffentlichkeit nutzt und welche Wissensformen auch die Öffentlichkeit einbringen kann. In einer Wissensgesellschaft ist das wissenschaftliche Wissen ein Wissen in einer Deutungskonkurrenz zu anderen Wissensformen. Und diese Deutungskonkurrenz, die ist wichtig, damit wir uns selbst als Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler darüber immer wieder klarwerden, dass wir uns in einer solchen Deutungskonkurrenz befinden. Das sehen wir jetzt auch in der Corona-Pandemie. Aber es gibt eben auch andere Wissensformen, die wichtig sind für Problemlösung: implizites Wissen, indigenes Wissen, in anderen Gegenden lokales Wissen und das in dem Sinn eine Bereicherung des Wissens, des naturwissenschaftlich generierten Wissens darstellt. Und ich glaube oder ich bin mir sicher, für die Lösung all der Probleme, mit denen wir uns konfrontiert sehen, corona-bedingt konzentrieren wir uns auf die Pandemie, aber wir haben es ja grade formuliert: mit planetarer Gesundheit hängt vieles zusammen. Das ist ein wicked problem, ein sozusagen sehr komplexes Problem, in das eben vieles andere auch mit hineinspielt: der Klimawandel unter anderem und viele, viele andere Problemformen, mit denen wir es zu tun haben. All das hängt zusammen und für diese wirklich zukunftsfähige nachhaltige Problemlösung brauchen wir in der Tat andere Wissensformen, die ich jetzt bereits erwähnt habe.

WIARDA: Vielleicht können wir es an der Stelle noch mal konkreter machen. Sie haben ja auch gesagt, wir brauchen neue Beteiligungsformate. Neue Formate, um die Bevölkerung erst mal in den Erforschungsprozess der Pandemie einzubinden, aber dann natürlich auch in den politischen Entscheidungsprozess darüber, wie gehen wir mit der Pandemie und ihren Folgen um. Was könnten das für Formate sein, Herr Trischler?

TRISCHLER: Ja, das ist eine gute Frage. Da haben wir auch alle noch nicht wirklich die richtigen Antworten. Wir ringen darum. Gestern Abend beispielsweise hatten wir eine Auftaktveranstaltung, was wir nennen ‚Aktionsplan‘. Da geht es um einen Aktionsplan für neue Formen der Wissenschaftskommunikation, dass wir genau diese dritten Orte, diese Foren partizipativer Wissenschaftskommunikation, Wissenschaftsgestaltung eigentlich schaffen müssen, an denen wir ständig arbeiten, wo wir permanent experimentieren. Wir brauchen, glaube ich, tatsächlich da einfach den Mut auch, aus unseren etablierten Institutionen herauszugehen, aus einem Museum herauszugehen und auf den Marktplatz zu gehen. Dort hinzugehen, wo die Fragen auftauchen, wo Wissen nachgefragt wird, aber wo auch in der Öffentlichkeit die Erwartung besteht, mitgehört zu werden, um auch in dieser Situation, die wir erleben, wo politische Entscheidungen unter einem hohen Maß an Ungewissheit getroffen werden müssen, also auch wissenschaftliche Ungewissheit, um dann auch zu einem robusten Politikprozess zu kommen und das Vertrauen der Öffentlichkeit in die getroffenen, unter Ungewissheit getroffenen Entscheidungen eben mit stabilisiert wird. Also, dass diese wichtige Potenz des Vertrauens, die sowohl innerhalb des Wissenschaftssystems wichtig ist, aber ganz besonders gegenüber der Politik. Und das schien uns ja so, als würde sie erodieren in der modernen Demokratie. Hier sehen wir aber, wie zentral Vertrauen ist in politische Prozesse, und dass es zu einer Re-Stabilisierung von Vertrauen kommen kann. Und ich glaube, das ist ganz entscheidend, diese Formen der Vertrauensbildung zu schaffen. Das betrifft die Demokratie, Gestaltung der Demokratie, aber es betrifft eben auch die Gestaltung unseres Wissenschaftssystems.

WIARDA: Sie haben eben gesagt, die Wissenschaft ringt auch ein Stück weit um neue Beteiligungsformen. Man ist auch noch nicht ganz am Ziel angekommen. Man guckt halt, was geht. Man weiß es auch zum Teil noch gar nicht. Aber ich habe den Eindruck, die Wissenschaft ringt auch damit, ob sie das überhaupt möchte. Es ist ja nicht so, dass alle der Meinung sind in der Wissenschaft, dass es mehr Partizipation durch die Gesellschaft braucht. Ich erinnere mich da auch an Debatten vor einigen Jahren mit einigen Führungspersonlichkeiten aus der Wissenschaft, die da sehr skeptisch waren. Inwiefern haben wir es da auch mit einem Machtpoker zu tun zwischen den etablierten Wissenschaftlern und den etablierten Führungspersonlichkeiten in der Wissenschaft und denjenigen, die die Wissenschaft ein Stück weit öffnen wollen für mehr Partizipation?

TRISCHLER: Ja, da haben Sie recht, dass es sicherlich jetzt noch nicht der volle Konsens ist, in der Breite des Wissenschaftssystems zu sagen, wir brauchen Transdisziplinarität, so wie ich das formuliert habe. Und doch erkenne ich, dass auch in den Spitzen der Wissen-

schaftsorganisationen, in der Allianz der Wissenschaftsorganisation, wo die großen deutschen Wissenschaftsorganisationen versammelt sind und wo wir jetzt grade auch wieder ein Jubiläumsjahr haben (die DFG hat ein Jubiläumsjahr, etc.) sich selbst diese Allianz, die Ritterrunde, der Wissenschaft dazu bekennt, dass wir Interdisziplinarität *und* Transdisziplinarität starten müssen. Und was wir hier und heute tun in dieser Serie auch von Interviews, die von der Leopoldina, ein Mitglied der Allianz der Wissenschaftsorganisation ins Leben gerufen worden ist, weist genau in die Richtung. Also es ist, glaube ich, schon ein Bewusstsein da. Dass das jetzt noch nicht in der Breite des Wissenschaftssystems angekommen ist, dass wir noch viele, auch neue Impulse von Wissenschaftskommunikation benötigen, dass wir Reallaboratorien brauchen und experimentieren.

WIARDA: Reallaboratorien, was sind das: Reallaboratorien? Vielleicht sagen Sie noch ein paar Sätze, was das ist.

TRISCHLER: Na ja, also wenn Sie so wollen, ist die ganze Pandemie jetzt für uns ja auch, für uns Wissenschaftsforscher, ein Reallaboratorium. Was da passiert, zum Beispiel auch bezüglich der Rolle von Experten, über das werden wir auch noch reden, über die Rolle Evidenz von Evidenzbasierung, ein ganz zentraler Punkt jetzt auch in der Pandemie-Debatte, die Rolle der Virologen und die Evidenzen, die diese mitbringen. Die Evidenzpraktiken, die sie aufführen und die wir beobachten können in der Kombination von Experten, von Politik, von Öffentlichkeit, das ist ein Reallabor, das wir vor uns sehen und das für uns als Wissenschaftshistorikerinnen, -historiker, Wissenschaftssoziologen ganz spannend ist und neue Forschungsfragen oder sagen wir mal geschärfte Forschungsperspektiven ermöglicht.

WIARDA: Das ist die andere Seite, die ich vorhin auch schon ansprach: Es gibt auch die Entwicklung in der Pandemie, dass einige Persönlichkeiten, einige Wissenschaftlerpersönlichkeiten auch in ihrer öffentlichen Wahrnehmung, ihrer öffentlichen Aussagen als sehr absolut wahrgenommen werden. Stichwort Evidenzbasierung: Welche Evidenzbasierung können die überhaupt mitbringen und mutet man ihnen nicht zu viel damit zu, wenn man ihnen so eine Rolle gibt?

TRISCHLER: Ja, Evidenz ist ja ein breites Verständnis in der Wissenschaft. Nehmen wir mal den Begriff, glaube ich, auf den wir uns alle einigen können, dass Evidenz ein sozialkonzentriertes Wissen ist, auf das sich Experten und aber auch andere einigen können, dann sehen wir schon hier ganz interessante, ganz spannende Evidenzpraktiken am Werk. Dass die Wissenschaft, die Virologen natürlich jetzt insbesondere, hier mit ihren Dashboards kommen, mit ihren Zahlen kommen, aber diese Zahlen, und das ist glaube ich schon das

Spannende, auch selbstreflexiv befragen und hinterfragen. Und wir können beobachten, dass dieser ergebnisoffene Forschungsprozess unter den Augen der Öffentlichkeit sich vollzieht, dass die Öffentlichkeit mitverfolgen kann, wie die Wissenschaft um Wahrheit ringt, um Robustheit ihrer Evidenz beispielsweise ringt und dass es von daher diese Offenheit des Wissens gibt und die apriori Nichtabgeschlossenheit von wissenschaftlichem Wissen. Das der Öffentlichkeit sozusagen zuzumuten, ist eine Zumutung. Für viele, glaube ich, Bürgerinnen und Bürger ist das eine Zumutung, sie empfinden es als Zumutung. Aber für uns, die wir im Wissenschaftssystem und auch im Wissenschaftskommunikationssystem arbeiten, ist es die einmalige Chance, endlich auch mal dem nahezukommen, was wir immer formuliert haben: Forschung als Prozess, als ergebnisoffen, als das Ringen um Wahrheit und nicht um die eine Wahrheit, sondern um die ständige Nachbesserung unter Prämissen der Ungewissheit, das zu kommunizieren und damit ein vertieftes Verständnis für Wissenschaft zu schaffen. Wie denn Wissenschaft arbeitet und welche denn die Prämissen von Wissenschaft als epidemisches System sind.

WIARDA: Sie sagen gerade, es ist eine einmalige Chance. Gab es denn in der jüngeren Vergangenheit schon mal eine ähnliche, eine vergleichbare Herausforderung für das Verhältnis zwischen Wissenschaft auf der einen Seite und Politik und Gesellschaft auf der anderen Seite? Wie einmalig ist das tatsächlich, was wir im Augenblick erleben? Gab es Vergleichbares?

TRISCHLER: Ja, ich befürchte, da kommt so ein bisschen die professionelle Deformation des Historikers mit ins Spiel, der dann immer betont, dass alles schon mal da gewesen ist und dass das viele Kontinuitäten sind und nicht so viel Neues ist. Und insofern bin ich fast versucht, dem auch nachzugeben. Aber ich würde, um Ihre Frage jetzt konkret zu beantworten, schon eine Konstellation sehen, wo wir in einem anderen Feld von Wissenschaft ähnliche Effekte des Wandels und der Verunsicherung, wenn man so will, eines Wissenschaftssystems beobachtet haben. Sie haben nach der jüngeren Vergangenheit gefragt und das war Tschernobyl 1986: Als ein sich sicher fühlendes Wissenschaftssystem (Kernenergie, Kernforschung etc.) komplett verunsichert wurde durch ein Ereignis und durch den Druck der Öffentlichkeit jetzt auch die Prämissen der Wissenschaft offengelegt zu bekommen und sich damit konfrontiert zeigt. Ich erinnere an ein Buch, das damals publiziert wurde von dem langjährigen Präsidenten der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Heinz Maier-Leibnitz, den wir immer noch den Maier-Leibnitz-Preis verdanken, der da schrieb vom Landschock Tschernobyl. Also er fragte sich als Kernphysiker, was habe ich daraus gelernt jetzt aus diesem Schock? Und was er daraus meinte gelernt zu haben, ist eigentlich, dass die Öffentlichkeit wichtig ist, aber ich glaube, damals noch eher zu kurz gesprungen, wir brauchen das Vertrauen der Öffentlichkeit, indem wir mehr kommunizieren, was wir an robustem Wissen ha-

ben. Nicht die Öffentlichkeit mitnehmen in einem Dialog, sondern ihr klar sagen, was denn eigentlich evidenzbasiertes Wissen ist. Da aber kam Verunsicherung in dieses Wissenschaftssystem hinein, die dann auch für Lerneffekte gesorgt haben. Und Ulrich Becks ‚Risikogesellschaft‘, das zum gleichen Zeitpunkt entstanden ist, ist ein Indiz dafür, was damals ausgelöst worden ist, nämlich im Grunde ein Wandel von der Vorstellung, dass wir, wenn wir nur mehr wissen, wenn wir nur mehr forschen, dann sozusagen auch eine gesicherte Politik haben, gesicherte wissens- und evidenzbasierte Prozesse haben. Und längst haben wir uns ja von dieser Vorstellung gelöst. Wir reden von einer Paradoxie: Je mehr wir wissen, desto selbstreflexiver wird uns klar, wo die Grenzen des Wissens sind und wie groß dieser Raum der Ungewissheit und des Unwissens ist. Also da sehen wir, was in dieser Konstellation, ich sage jetzt mal Tschernobyl und andere Wandlungsprozesse, die sich darum garnieren, historisch sozusagen mit angereichert haben, bewirkt worden ist. Und wir können aber aktuell nur spekulieren, ob es zu ähnlichen Wandlungseffekten kommen wird im Gefolge von Corona.

WIARDA: Wandlungseffekte oder Lerneffekte, in jedem Gespräch in dieser Interviewreihe gibt es eine letzte Frage, die ich allen Gesprächspartnerinnen, Gesprächspartnern stelle. Was haben *Sie persönlich* für Ihre Forschung gelernt durch diese Pandemie, in der wir uns befinden? Etwas, was Ihnen vorher noch nicht klar war, Herr Trischler?

TRISCHLER: Theoretisch nichts, ist alles ungefähr so, wie wir es uns vorgestellt haben, wenn wir über Evidenz nachgedacht haben, wenn wir über das Verhältnis von Wissenschaft und Öffentlichkeit nachgedacht haben, über die engere Koppelung von Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit. Aber praktisch dann doch. Und zwar, glaube ich, die Dynamik des Wandels, die möglich geworden ist. Der offene Möglichkeitsraum. Die große Transformation, von der wir immer reden, die wir brauchen im Klimawandel etc., und die uns aber auf der einen Seite so unmöglich erschien, sie auf absehbare Zeit zu erleben. Und jetzt sehen wir, wie sich die Dinge dann doch verflüssigen, öffnen – unser Wissenschaftssystem öffnet sich, die Form der Kommunikation. Wir führen jetzt ein Interview nicht Face to Face, sondern im virtuellen Raum. Wir verändern unsere Formen der Wissensproduktion, Wissenskommunikation. Und das Gleiche, glaube ich, gilt für viele andere Bereiche der Gesellschaft. Also diese Transformationsdynamik, die ich in vielem positiv sehe, die Möglichkeitsräume eröffnet, die hatte ich nicht erwartet. Wir reden plötzlich über die Reform des Kapitalismus etc. Also das sind Dinge, die sich bewegen, die sich in eine hoffentlich positive Richtung bewegen und sich hoffentlich positiv stabilisieren werden und das ermöglichen, was mein Kollege und ich als langsame Hoffnung bezeichnen, als Slow Hope, also als Veränderung, die diese Dynamik auslöst in eine Richtung Anthropozän, große Transformation, die wir alle benötigen, aber eben auch in Richtung einer apriori interdisziplinären und transdisziplinären Wissenschaft.

WIARDA: Helmuth Trischler, ganz herzlichen Dank für das Gespräch.

TRISCHLER: Gerne, sehr gerne.

Jan Martin Wiarda interviewte Helmuth Trischler im Rahmen der Reihe "Wissenschaften in Zeiten der Pandemie".